

Unterrichtsmaterial 15.13.1.1

Die letzten lebenden Zeitzeugen des Holocaust und wie es weiter geht



Auf der alten Holzkommode in Eva Szepesis Wohnung stehen Bilder in silbernen Rahmen. Sie zeigen ihre Großeltern, ihre Mutter, ihren Vater, ihren kleinen Bruder. Alle wurden während der Nazi-Zeit ermordet. Die Bilder sind das Einzige, was Eva Szepesi von ihnen blieb. Die Neunzigjährige schüttet Filterkaffee in eine Tasse, während sie erzählt, dass sie gerade einmal zwölf Jahre alt war, als sie deportiert wurde. Sie war die letzte ihrer jüdisch-ungarischen Familie, die nach Auschwitz kam. Szepesis Mutter hatte ihre Tochter zu ihrer Tante in die Slowakei geschickt. „Ich dachte, ich würde in den Urlaub fahren“, sagt Eva Szepesi heute. Eigentlich wollte ihre Mutter mit ihrem Bruder nachkommen, doch dazu kam es nie. Ihr Vater musste zuvor in ein Arbeitslager, man hörte nie wieder von ihm.

Ihre Familie kann diese Geschichte nicht mehr erzählen, sie wurde durch die Nazis zum Verstummen gebracht. Deshalb erzählt Eva Szepesi ihr Schicksal. Irgendwann wird auch sie das nicht mehr können. Wer soll dann, nach der letzten Generation von Zeitzeugen, von dieser Geschichte berichten?

„Überlebende können die Geschichten hinter den abstrakten Zahlen erzählen, die man in der Schule lernt“, sagt Rüdiger Mahlo von der Claims Conference, einem Zusammenschluss jüdischer Organisationen. Es brauche einen emotionalen Bezug, um Gedenkkultur zu leben. „Wenn die Shoah egal wird, dann bröckelt die politische Nie-wieder-Ausrichtung. Aber die ist ein Garant für die demokratische und rechtsstaatliche Ausrichtung Deutschlands“, sagt Mahlo. Dem stimmt Floriane Azoulay zu. Sie ist Direktorin der Arolsen Archives, dem umfassendsten Archiv zu den Opfern und Überlebenden des Nationalsozialismus. Den Holocaust zu leugnen werde immer salonfähiger: „Eine aufrichtige Erinnerungskultur, die berührt, ist deshalb dringlicher denn je.“

Deshalb fing auch Eva Szepesi an zu sprechen, obwohl sie das 50 Jahre lang nicht tat – nicht vor der Öffentlichkeit, nicht vor ihrer Familie. Sie wollte das Geschehene verdrängen. Dann hörte sie, dass einige Menschen den Holocaust leugnen. Dass die AfD im Bundestag sitzt, macht ihr Angst. Also erzählt sie, was ihr widerfuhr, in Schulen, bei „Markus Lanz“, in ihrem Buch. 2018 bekam Szepesi für ihr Engagement das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Die Nummer auf dem Unterarm sieht man noch heute

Als Kind wanderte sie von einer Familie zur nächsten, um sich vor den Nazis zu verbergen. Im November 1944 schließlich wurde sie gefunden und ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau gebracht. Sie musste sich ausziehen, ihr Kopf wurde kahlgeschoren, eine Häftlingsnummer in ihren Unterarm tätowiert. Wenn



sie davon in ihrer Wohnung in Frankfurt erzählt, zieht sie ihren Ärmel hoch. Die Nummer sieht man heute noch. Auch wenn sie nicht mehr so grell leuchtet wie das kleine Sonnenblumen-Pflaster, das daneben in ihrer Armbeuge klebt – sie kommt gerade vom Blutabnehmen.

Eva Szepesi fährt fort, mit Tränen in den Augen. „Es war Winter, aber ich bekam weder Socken noch Handschuhe.“ Sie hatte gehört, es sei besser, wenn man älter sei. Also gab sich die Zwölfjährige als Sechzehnjährige aus. Ihre Arbeit: Munition säubern. Als die Rote Armee das Konzentrationslager drei Monate später befreite, war Szepesi sehr krank.

Überlebende des Holocaust

Wie viele Zeitzeugen heute noch leben, ist nicht eindeutig zu sagen. Zahlen der SS aus dem Januar 1945 zeigen, dass angeblich 714 211 Häftlinge die Konzentrationslager überlebten. Etwa 200.000 von ihnen kamen bei „Todesmärschen“ um. Laut Claims Conference leben heute noch rund 310.000 bis 350.000 Holocaust-Überlebende, weniger als fünf Prozent davon in Deutschland. Die Schätzungen basieren auf laufenden Entschädigungs- und Homecare-Programmen der Claims Conference. Auf statistische Daten anderer Programme kann die Organisation nur eingeschränkt zugreifen. Wie viele dieser Zeitzeugen ein Lager überlebten, ist unklar. Sicher ist aber, dass alle Überlebenden älter sind als 76 Jahre. Immer öfter liest man, dass ein Zeitzeuge gestorben ist, wie jüngst Esther Bejarano, die im Mädchenorchester in Auschwitz spielte und das Konzentrationslager so überlebte.

Dokumente werden Zeugen

„Aktuell sind wir in einer Experimentierphase“, sagt Rüdiger Mahlo. Nachfolgende Generationen von Holocaustopfern beginnen zu reden. Organisationen versuchen Schicksale am Leben zu halten durch digitale Neuerungen, wie Storytellings und Hologramme. „Auf jeden Fall werden authentische Dokumente und Orte wichtiger“, sagt Mahlo. Ein Besuch in Bad Arolsen zeigt, wie Dokumente Geschichten erzählen können. In der Kleinstadt im Landkreis Waldeck-Frankenberg befinden sich die Arolsen Archives. Sie bewahren Dokumente über die Verfolgungsschicksale von rund 17,5 Millionen Menschen auf. Lange war das Archiv eine rein administrative Sammelstelle, die nicht öffentlich arbeitete. Die Direktorin Floriane Azoulay sieht jedoch die politische Aufgabe des Archivs darin, die verborgenen Schicksale an die Öffentlichkeit zu tragen.

„Die Dokumente werden Zeugen, wenn es die Zeugen selbst nicht mehr sind“, sagt Azoulay. Denn mittlerweile gebe es technische Möglichkeiten, die Dokumente zum Sprechen zu bringen. „Man kann diese Verantwortung, Geschichten weiterzuerzählen, nicht den Familien aufbürden. Die Menschen sind häufig noch immer stigmatisiert und die Schicksale sehr intim und traumatisch.“ Deshalb versuchen die Arolsen Archives, Biografien von Verfolgten durch digitales Storytelling, Ausstellungen und Projekte weiterzuerzählen.

Im Archiv stapeln sich auf meterhohen Regalen graue Boxen: die phonoalphabetisch sortierte Zentrale Namenkartei. Für jedes Dokument, das im Archiv aufbewahrt ist, gibt es eine Hinweiskarte. Sie schlüsselt auf, wo man weitere Papiere finden kann,

wie Häftlingsunterlagen, Geburtsurkunden und Passagierlisten. Je tiefer man in das Archiv eintaucht, desto näher kommt man den Schicksalen.



Eines davon ist das von Martin Földi. Die Dokumente zeichnen seinen Leidensweg und den seiner Familie nach. Nicole Dominicus, Leiterin des Referats Archivtechnik, wandert mit ihren Fingern durch die Mappen, bis sie Földis Häftlingsunterlagen aus der Schublade zieht. Er wurde am 5. Juni 1944 nach Auschwitz deportiert, der Grund: „politischer Ungar (Jude)“. Rund zwei Wochen später wurde er nach Buchenwald überstellt. Földis Gesicht war oval, seine Augenfarbe braun, seine Nase wellig. All das steht auf seiner Häftlings-Personal-Karte. Er überlebte, seine Familie nicht.

Földi sagte im Gerichtsprozess gegen den NS-Verbrecher Adolf Eichmann aus, der 1961 schuldig gesprochen wurde. Er schilderte, wie er im Konzentrationslager von seiner Familie getrennt wurde. Seine Tochter Anna trug an diesem Tag einen roten Mantel. Als man sie wegzerterte, sah Földi, wie

der rote Punkt immer kleiner wurde, bis sie sein Blickfeld verließ. Staatsanwalt Gabriel Bach vermutet, dass diese Aussage die Macher des Films „Schindlers Liste“ dazu inspirierte, ein kleines Mädchen mit rotem Mantel im Warschauer Ghetto zu zeigen.

Der Film beweist, dass auch Bilder Dringlichkeit vermitteln können. Ähnlich wie die Storytellings der Arolsen Archives. Die Bilder aus Konzentrationslagern, Porträts von Opfern oder Fotos ihres Schmucks laufen über den Bildschirm. Genauso eindrücklich sind die Kurzvideos, in denen Opfer ihre Geschichte erzählen. Da ihre Stimmen verloren sind, werden sie imitiert. „Natürlich eignet man sich dabei immer einen Teil der Geschichte an“, sagt Direktorin Azoulay. „Aber wie soll es anders gehen?“

„Es war ein großes Geheimnis“

Trotzdem: Der Bildschirm ersetzt nicht einen persönlichen Austausch. Deshalb arbeiten die Arolsen Archives mit Familien von Holocaust-Opfern zusammen – und



sie geben Gegenstände ehemaliger KZ-Häftlinge an die jeweiligen Familien zurück. So erhielten Martine und Jeanita van Dam die Brieftasche ihres Großvaters Nathan. Er überlebte die Shoah, kam jedoch als gebrochener Mann aus dem Krieg. „Er hatte nicht die Kraft, sein Schicksal zu erzählen. Auch mein Vater kann das nicht, weil er nichts darüber weiß. Man stellte keine Fragen, es war ein großes Geheimnis“, sagt Martine van Dam. Ihre Großmutter lebe noch, aber



Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen

auch sie rede nicht darüber. Deshalb erzählen die beiden Enkeltöchter anhand der Informationen aus dem Archiv die Geschichte des Zeitzeugen, der mittlerweile verstorben ist. „Dokumente reichen nicht aus, man muss einen persönlichen Zugang zu den Menschen finden. Wären wir still, gäbe es gar keine Geschichten mehr“, sagt Jeanita van Dam.

Wenn man die beiden Schwestern reden hört, wird die Geschichte ihres Opas wieder lebendig. Natürlich sei es manchmal komisch, die ganze Familiengeschichte vor fremden Menschen preiszugeben, sagt Martine van Dam. Aber die Schwestern wollen das unbedingt. Dieser Drang ist in der dritten Generation oft spürbar. Auch Eva Szepesis Enkel erzählt das Schicksal seiner Großmutter. Als Schüler drehte er einen Film über ihre Geschichte. Er schrieb eine Passage in dem Buch „Leben mit Auschwitz. Momente der Geschichte und Erfahrungen der dritten Generation“ von Andrea von Treuenfeld. Eva Szepesi findet, dass die nachfolgenden Generationen eine Verantwortung tragen, die Geschichten ihrer Eltern, Großeltern, Urgroßeltern am Leben zu halten. „Das müssen aber nicht nur die Familien machen. Wenn ich mein Schicksal vor Schülern schildere, werden auch diese zu Zeugen.“

Floriane Azoulay sieht es ähnlich. „Die neue Generation will ins Machen kommen, sie ist pragmatisch“, sagt sie. Die Gleichgültigkeit, die Jugendlichen oft unterstellt werde, sehe sie nicht. „Die Generation Z fragt, sie engagiert sich. Sie lässt sich nur nichts von oben erklären“, meint die Direktorin. Am Projekt #everynamecounts der Arolsen Archives beteiligen sich rund 20.000 junge Freiwillige, um Archivmaterial zu digitalisieren. Sie arbeiten auch mit Schulen zusammen. Noch ist Hoffnung, dass die Gedenkkultur nicht verblasst. Auch digital lebt sie weiter.

Text unter Verwendung eines Artikels von Lilly Bittner, www.faz.net/aktuell/ 8.11.2021